

**Heimat**  
**von**  
**Cord v. Restorff-Schwengels**

Wenn ich als alter Mann an meine Jugend zurückdenke, mich in längst vergangene Jahre zurückversetze, so liegt ein leichter Schatten über der Vergangenheit. Nie wurde mir eigentlich klar, wo ich diesen Schatten suchen sollte, wie ihn definieren. Erst jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Es war eine Sehnsucht nach innerer Harmonie, nach Stille und Selbstbesinnung, die ich suchte und nie fand. Diese Sehnsucht habe ich von meinem Vater geerbt, den ich nur als alten Mann kenne, denn er war 56 Jahre alt, als ich zur Welt kam. Von meiner sehr lebendigen, lebenshungrigen Mutter aber habe ich als Erbschaft eine nervöse innere Unruhe, die nie und nirgends wirkliche Befriedigung fand, die das Streben nach Harmonie immer wieder zurückstellte durch unnatürlichen Ehrgeiz, der nicht angeboren, sondern anerzogen war. Dabei war der Ehrgeiz ungesund, weil unnatürlich, und hat die größte Schuld daran, daß ich mein Leben als nicht ausgefüllt ansehen muß.

Diese Sehnsucht nach Harmonie beherrschte schon das Leben des kleinen Jungen: Der Vater, still und ruhig, abgeklärt, lebte nur noch seiner Pflicht als Landwirt, liebte seine drei Töchter über alles, weil diese alles taten, um dem heiß verehrten Vater Freude zu machen und die Unruhe der Mutter nach Möglichkeit ferne zu halten. Mutter – 21 Jahre jünger als der Vater – konnte es nicht einsehen, daß ein alter Mann Ruhe und Frieden haben will, wollte Verkehr mit der Welt, wollte eine gesellschaftliche Rolle spielen, wollte ihre über den Durchschnitt hübschen Töchter

ausführen und dabei selbst etwas von der „Welt“ haben. Wie oft habe ich als kleiner Junge den Streit der Eltern über diesen Punkt mit anhören müssen! Mutters Klage, warum sie an einen alten Mann gekettet sei! Dazu kam noch eine sehr unharmonische Eifersucht auf die Töchter, die das Vertrauen des Vaters mehr besaßen als sie. Ich war Mutters Verzug. Da die Schwestern so ganz auf Seiten des Vaters standen, wollte sie mich umso mehr an sich ketten, indem sie mich nach Strich und Faden verwöhnte.

So entstand ein ewiger Kleinkrieg im Hause. Meine älteste Schwester hatte als dreijähriges Kind Kinderlähmung gehabt und davon ein völlig muskelloses, lahmes linkes Bein zurückbehalten. Auch sie wurde aus diesem Grunde von den Eltern maßlos verwöhnt, da sie sehr leidend war und mehrfach operiert wurde, um das Leiden einigermaßen zu beheben. Sie vergalt das der Mutter nicht schon damals, aber sie hat es im Alter wieder gutgemacht, indem Mutter die letzten acht Jahre ihres Daseins bei ihr einen herrlichen Lebensabend verlebte.

Ganz wichtig war das von uns heiß geliebte Tante Nettchen. Sie war die kinderlose Frau des ältesten Bruders<sup>1</sup> von Vater, Onkel Gustav, und vertrat bei uns die Stelle einer Großmutter. Beide, Onkel und Tante, konnten sich nicht recht mit Mutter stellen, obwohl sie sich jedes Jahr vier bis fünf Wochen von ihr verwöhnen ließen. Mutter gab sich die größte Mühe mit ihnen, waren sie doch sehr wohlhabende Erblasser, aber Tante Nettchen versuchte dauernd, uns Kinder in Gegensatz zu Mutter zu bringen, indem sie – für uns unmerklich – unserer Kritik an den Eltern, besonders aber an Mutter, Nahrung gab. Ich glaube, sie hätte uns am liebsten adoptiert, um uns dem „verderblichen“ Einfluß der Eltern zu entziehen. Mit allen kleinen Sorgen gingen wir viel lieber zu Tante Nettchen

---

<sup>1</sup> Onkel Gustav war der zweiälteste Bruder nach Onkel Carl.

als zu den Eltern, weil sie uns unendliches Verständnis und Hilfe brachte, doch nie ohne einen Seitenhieb auf Mutter! Wenn mir dies als Kind auch nie klar wurde, so brachte es doch naturgemäß einen so starken Riß in das Verhältnis zu meiner Mutter, der sich nie ganz geschlossen hat. Es ist das schlimmste Unrecht an einem Kinde, daß man es Kritik an seiner Mutter üben lehrt, diese kommt dem Heranwachsenden leider ganz von selbst.

Merkwürdig war mir als Kind schon, aber auch heute noch, die Einstellung der ganzen Restorffschen Verwandtschaft zu Mutter. Sie wurde, obwohl sie nur unendliche Güte und Freigiebigkeit für alle hatte, immer nur über die Achsel angesehen, nie richtig für „voll“ genommen, was wohl an ihrer Offenheit und am mangelnden diplomatischen Gefühl lag. Jede Art von Schmeichelei war ihr ein Gräuel, so hat sie wohl manchmal zu deutlich ihre Meinung offen gesagt. Diese Art habe ich von ihr geerbt und habe deshalb auch immer einen schweren Stand mit meinen Vettern gehabt. Diese waren allerdings auch 20 Jahre älter als ich und verlangten Anerkennung einer Autorität, die ich ihnen nie zugebilligt habe.

Daß Mutter ein innerlich außerordentlich stolzer Mensch schon von Jugend an war, dafür ist nachstehende Begebenheit bezeichnend: Als sie 17 oder 18 Jahre alt war, war der Großherzog von Mecklenburg bei ihren Eltern in Groß Klingbeck im Manöverquartier. Vater als alter Mecklenburger und Nachbar des Hauses stellte die Töchter des Hauses, darunter seine spätere Frau, seinem Landesherrn vor. Mutter weigerte sich, den bei der Vorstellung einem gekrönten Haupt gegenüber üblichen Hofknicks zu machen. Auf die erstaunte Frage nach dem Grund dieser Weigerung kam die Antwort: „Ich habe noch nie vor einem Herrn einen Knicks gemacht und werde es auch nie tun.“ Als Vater zehn Jahre später dem Großherzog seine Verlobung mit Mutter anzeigte, erwähnte dieser in seiner Gratulation

diesen Vorfall, der ihm anscheinend Eindruck gemacht hatte, und bot sich als Pate für den ältesten Sohn dieser stolzen Frau an. Leider lebte er nicht mehr, als ich zur Welt kam.

Mutter war sehr stolz auf ihre Groebenschen Vorfahren, warum, ist mir eigentlich nie recht aufgegangen. Aber der erste nachweisliche Groeben erscheint schon 50 Jahre vor dem ersten Restorff, was uns immer erzählt wurde. Daß einer ihrer Vorfahren zur Zeit des Großen Kurfürsten in Afrika die Feste Groeben als erste Brandenburgische Kolonie gegründet hat, war eine Großtat, auf die die Familie sehr stolz war. Die sehr zahlreiche Familie der sogenannten märkischen Groebens, Mutters eigentliche Familie, ist aber, soviel ich weiß, ausgestorben. Die wenigen Vettern, die noch leben sollen, sind ohne Erben.

Vater kannte ich nur als unendlich gütigen, stillen alten Herrn, der bescheiden und ruhig nur seinen Pflichten als Landwirt lebte. Daß er, wie er mir selbst erzählte, als junger Mensch schwer unter seinem Jähzorn gelitten hätte, habe ich nur einmal erlebt, als er einem Arbeiter gegenüber, der ihn allerdings schwer gereizt hatte, wütend und ungerecht wurde. Zwei Stunden später machte er dies ausdrücklich in meiner Gegenwart wieder gut. Wegen dieser seiner Art war er bei allen seinen Untergebenen unendlich beliebt und wurde von diesen verehrt. Er konnte auch die aufgetragenen Arbeiten fabelhaft genau zeitlich bestimmen. Bei Aufträgen hörte ich ihn oft sagen: „Hier hast du eine Stunde zu tun, dann machst du das vor Feierabend“, und es stimmte immer genau. Da er ein sehr stark entwickeltes Rechtsempfinden hatte, war er in jüngeren Jahren oft Vormund und Berater für Güter, deren Besitzer nicht mehr lebten. Er war aber wegen seiner Genauigkeit bei den Erben nicht sehr beliebt. So hat es manchen Strauß mit diesen gegeben, eine dieser Auseinandersetzungen wird in Simpsons Buch „Die Barrings“ ziemlich häßlich behandelt, worin

er als Berater der Schwiegermutter des Fritz B. deren Rechte ihren Kindern gegenüber zu wahren hatte. Auch als Vormund meiner Mutter bis zur Großjährigkeit seines ältesten Schwagers hatte er manchen Kampf zu bestehen. Ein leiser Mißton blieb im Verhältnis der Schwäger bis zu dessen Tode. Wieder übernahm er die Vormundschaft für dessen Kinder, legte sie aber sehr bald nieder, weil ihm ein freundschaftliches Verhältnis zu den Verwandten wichtiger erschien und er auch nicht mehr gesund genug war, um die verworrenen Verhältnisse in Groß Klingbeck zu lösen. Dieser alte Groebensche Familienbesitz konnte sich nur dadurch zweihundert Jahre in der Familie halten, daß in jeder Erbgeneration ein bis zwei Nebengüter in der Erbaueinandersetzung verkauft wurden. Von 2.000 Hektar im Jahre 1740 waren beim Tode des letzten Besitzers im Jahre 1940 nur noch 40 Hektar übrig. An dieser Heimat meiner Mutter habe ich sehr gehangen, es war meine zweite Heimat. Das einfache, einstöckige Landhaus, von tiefen Teichen umgeben, war nur über einen Steindamm zu erreichen. Es lag völlig allein, abseits vom Wirtschaftshof, und erschien mir immer als Refugium meiner Träume. Leider besitze ich kein Bild davon. Die Schwäne auf den Teichen, die dort eine eigene Insel hatten als Reservat – wir Kinder durften sie nie stören, auch mit den Booten nicht in allzu große Nähe heranrudern –, waren mein besonderer Neid, denn in Schwengels hatten wir keine Teiche, auf denen Schwäne nisten konnten.

Ich erzählte vorher von dem schmutzigen Schmiedeteich, dabei fällt mir noch eine Begebenheit ein. Ich hatte mir aus alten Balken ein Floß gebaut, mit dem ich darauf herumfuhr. Es waren auch Fische darin eingesetzt, Karpfen und Aale, ich kann mich aber nur an einen gefangenen Karpfen erinnern, der im Winter beim Eisfahren an die Oberfläche kam. Er landete wohl auch nur deshalb in unserer Küche, weil wir zufällig dazukamen, als er gefangen wurde. Ich habe den Verdacht, daß alle Fische mangels Aufsicht in den Küchen der Arbeiter landeten. Wir selbst haben stets nur Karauschen gefangen mit Reusen, die im Kutschstall aufbewahrt waren, wenn wir sie nicht

zu Wasser brachten. Sonderbarerweise waren die Reusen immer nur bei Tage mit Karauschen besetzt, nachts schienen die lieben Dinger zu schlafen! Komischerweise hatte aber, wenn wir fischten, auch der Schmiedemeister Fischer immer Fische zum Mittagessen. Auf erstaunte Fragen war immer zufällig zur gleichen Zeit die Haffischerfrau durchgekommen. Fischer trug seinen Namen zu Recht, er und seine zahlreichen Kinder fischten dauernd im Trüben, sie stahlen wie die Raben. Da er aber ein fabelhaft geschickter Handwerker war, sah Vater ihm das Stehlen immer wieder nach. Ob schließlich der Umstand, daß seinen geschickten Fingern kein Schloß widerstand, oder der Umstand, daß er sich satt gestohlen hatte, seinen Fortgang von Schwengels verursachte, weiß ich nicht mehr. Da seine Töchter, die auffallend hübsch waren, alle auf der Straße bekannter waren als in ihren Berufen und sich bei ihren Besuchen zu Hause entsprechend benahmen, verbot ihnen Vater den Aufenthalt in Schwengels, wenn sie nicht arbeiteten. Ich glaube, daß dies der Grund zur Trennung von dem gewandten Schloßknacker war, es kam jedenfalls zum Krach. Er kaufte seinem Sohn eine eigene Schmiede, zog selbst nach Rossen, dessen Besitzer, Herr von Brandt, etwas blöde war. Da konnte er vielleicht ungestörter seinem Beruf als Schloßknacker nachgehen. Ich verlor ihn später aus den Augen.

Unvergeßlich wird mir auch der alte Schäfer Albrecht bleiben. Er hatte in den Siebzigerjahren eine Herde Schafe aus Mecklenburg durchs Land bis nach Schwengels (700 km) getrieben, und zwar durch Berlin, und hatte das Mitteltor des Brandenburger Tors passiert, was außer ihm nur dem Kaiser erlaubt war. Was die Berliner Schutzleute dazu gesagt haben, weiß ich nicht, jedenfalls hat er seine zweihundert Schafe ohne Verlust bis nach Hause gebracht. In meiner Erinnerung lebt er nur als uralter Mann, dem wegen Wundbrand ein Bein amputiert war. Die Wunde heilte nicht mehr. Meine Schwestern mußten ihn täglich verbinden, was sie mit der Selbstverständlichkeit des damaligen patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herrn und

Arbeiter ohne Widerrede taten, obwohl diese Pflege verlangte, daß immer eine meiner Schwestern zu Hause blieb, wenn die anderen etwas vorhatten. Es war überhaupt selbstverständlich, daß, wenn jemand im Dorf krank war, meine Mutter oder später meine Schwestern die Pflege übernahmen. Der Arzt, Dr. Baserin, später Dr. Hess, kam selbstverständlich zu Mutter, um die Pflege von Kranken zu besprechen. Den größten Teil der Krankheiten heilte meine Mutter selbst mit den damals üblichen Hausmitteln. Der Arzt wurde selten, nur wenn nichts wirkte, geholt. Bei einer Scharlach- und Diphtherie-Epidemie wäre das meiner Mutter fast zum Verhängnis geworden, weil sie die Krankheit auch mit Hausmitteln heilen wollte. Der Arzt kam aber noch rechtzeitig, um größeres Unheil zu verhüten. Während dieser Epidemie war mir verboten worden, mit den Dorfkindern zu spielen. Da es mir natürlich zu langweilig war, ohne meine gewohnten Spielgefährten auszukommen, trafen wir uns heimlich. Im Anschluß an einen Schlager sangen wir dann: „Wenn das meine Mutter wüßte, daß wir hier zusammensitzen, das Herz im Leib würde ihr zerspringen.“ Wir hielten uns wegen dieses Ergusses für begabte Dichter! Damals starb die kleine Luise Hellgard, ein bildhübsches Mädel. Daß mir dies noch in Erinnerung ist, mag wohl ein Zeichen dafür sein, daß ich schon als kleiner Junge nicht unempfindlich gegen weibliche Schönheit war. Wenn ich auch später hübsche Mädchen lieber ansah als weniger schöne, so habe ich es mir doch in meinem ganzen Leben zur Richtschnur gemacht, die von Natur weniger mit Schönheit beschenkten weiblichen Wesen dieses nie fühlen zu lassen, sondern diese besonders nett zu behandeln. Durch diese meine Eigenart habe ich in meinem Leben viele besonders nette Stunden gehabt, da diese Mädchen immer dankbar Gutes mit Gutem vergalt. Bei den Hübschen war es selbstverständlich, daß man ihnen den Hof machte, das habe ich gerne andern überlassen. Arrogance in jeder Form ist mir noch jetzt nicht sympathisch. Nur einmal in meinem Leben bin ich von diesem Grundsatz abgewichen, habe mich in eine wirklich schöne Frau verliebt. Drei Jahre dauerte diese schöne Zeit, dann war ich abgemeldet, ich lernte die Wahrheit kennen: „Eine schöne Frau gehört dir nie allein.“ Mit anderen teilen habe ich

nie mögen, wenn es sich um Frauen handelte. Sonst habe ich immer gerne geteilt. Aber die Freude am Ansehen hübscher Gesichter habe ich mir nie nehmen lassen!

So wenig Schwengels als Ertragsgut brachte, so schön war es landschaftlich. Schon die Birkenalleen nach Zinten, Maggen und besonders die nach dem Vorwerk Montitten waren herrlich! Wenn man auf dem Windmühlenberg stand, noch eindrucksvoller, wenn man die Flügel der Mühle erkletterte, hatte man die schönste Aussicht über fast das ganze Gut. Nur das 100 Hektar große Montitten lag hinter den Wäldern versteckt. Unterhalb des Mühlenberges breiteten sich fast 500 Hektar Wiesen, die von bewaldeten Hügeln begrenzt waren. Zu den Wiesen führten bewaldete Schluchten, von Bächen ausgewaschen. Sie waren nur 10 bis 15 Meter breit mit so steilen Rändern, daß man richtig klettern mußte, um heraufzukommen. Dem Jungen kamen sie natürlich besonders hoch vor, aber auch später konnte der Mann immer seine Freude daran haben. Sie waren bei den Reitjagden sehr beliebt, wenn auch nicht sehr leicht zu überwinden. Herunter kam man schon die 15 bis 20 Meter Steilhang, aber das Heraufklettern erforderte schon mehr Schneid. Da sie fast alle eingezäunt waren, kam der Ein- und Ausprung noch dazu. Sie hatten alle Namen: „Der Kaddiksgarten“, „Der Kleine Roßgarten“, dieser als Verlängerung des Parkes, von diesem durch die Chaussee getrennt, „Der Himmelsschlüsselchengrund“, „Der Wiesengrund“ und „Der Große Roßgarten“. Dieser hatte noch den Schloßberg in sich, wo ein Altertumsforscher, der mich einmal besuchte, eine alte Pruzzenbefestigung fand, die Burg des alten Pruzzenhelden Herkus Monte, nach ihm war noch der Name Montitten erhalten, was Klein Monte bedeutet. Der Name des Hügels, „Schloßberg“, hatte sich durch fünf Jahrhunderte erhalten. Herkus Monte ist im Kampf gegen den Deutschen Orden etwa 1320 bei der Bestürmung der Burg Balga gefallen, etwa 30 Kilometer von seiner Burg entfernt. Nach einer anderen Lesart soll er geschlagen und geächtet im Innern Ostpreußens gestorben sein.



Meinen Vater interessierte diese Saga nicht weiter, er erzählte nur, daß er beim Pflügen alte Ziegel und Pferdeschädel gefunden hatte. Statt aber mit den Auswertungen das Königsberger Museum zu betrauen, damals wäre das noch gegangen, wurde kein Wert auf so etwas gelegt. Zu meiner Zeit war nach der Inflation kein Geld für so etwas da.

Auf der anderen Seite von Schwengels wurde ein sogenanntes Hünengrab gefunden. Ganz unmotiviert – mitten auf dem Acker – war ein großer Steinhaufen mit einer uralten Weißbuche darauf. Als Vater die Steine zum Bau der Chaussee abfahren ließ, kamen große Steinplatten, etwa 1 x 2 Meter groß, zum Vorschein. Unter diesen standen vier ganz schmucklose Urnen, etwa 40 cm hoch. Sie stammten also aus einer vorgermanischen Epoche, denn weder die Goten noch die nachfolgenden Slawen bzw. Pruzzen kannten Verbrennung der Toten und Beisetzung in Kastengräbern. Ein Bruder meiner Mutter, Onkel Ernst, erlebte diesen Fund und überredete Vater, einen sachverständigen Herrn hinzuzuziehen. Das Grab wurde wieder geschlossen, dem Sachverständigen zur Prüfung anvertraut. Der buddelte voller Eifer und fand auch die Urnen. Aber – oh Schrecken! – in jeder befand sich eine Nummer der neuesten Zeitungen, die Onkel Ernst dort vor dem Zuschütten hineingesteckt hatte. Der Sachverständige fühlte sich darob angeödet und verließ die Stätte wutschnaubend.

Dieser für die Vorgeschichte Ostpreußens so wertvolle Fund geriet in Vergessenheit. Die Urnen standen noch lange Jahre auf einem Schrank in der Herrenstube, bis sie – sie waren ungebrannt – dem Reinemacheteufel allmählich zum Opfer fielen. Eine lebte noch, als ich Besitzer wurde, aber auch sie zerfiel bei einem Großreinemachen, bevor ich sie dem Konservator anbieten konnte.

Aber auch hier sieht man, wie sich solch eine Stätte durch die Jahrhunderte hält. Am Hünengrab sollte es spuken, infolgedessen hatte sich niemand daran gewagt, den uralten Baum zu fällen und den

Steinhaufen zu untersuchen. Der Baum stand noch immer, als ich Schwengels verließ, den Steinhaufen ließ ich noch erhöhen. Ob die Russen, die jetzt da sitzen, noch von dem alten Aberglauben erfahren haben, ist kaum zu denken.

In Schwengels soll niemand mehr gewesen sein, wie mir Soldaten erzählten. Obwohl dort schwere Kämpfe gewesen sind, sei das Wohnhaus unbeschädigt geblieben. Ich nehme fest an, daß Schwengels wohl inzwischen ein Opfer des Waldes geworden ist, da ja dem Benehmen nach nur ein Drittel des ganzen Ostpreußen – soweit es von Russen besetzt ist – landwirtschaftlich genutzt wird. So habe ich die Hoffnung, daß auch Vaters Grab vom Walde überwuchert ist. An sich ist der Friedhof noch mein Eigentum. Wird Ostpreußen nochmal deutsch, oder es treten dort geordnete Zustände ein, können meine Erben sich dort eine neue Zukunft aufbauen, indem sie das Land ringsumher, das sicher keinem gehört, sich wieder zurückerwerben. Der Friedhof war mit dem Park durch eine junge Eichenallee verbunden, diese wieder nach Osten durch eine Tannenreihe geschützt. Auch diese Allee ist nur zum kleinsten Teil mitverkauft, den größten Teil hatte ich mir vorbehalten, weil ich hoffte, auch einmal dort meinen letzten Schlaf zu tun. Utopie! Aber - wenn möglich – möchte ich irgendwo unter hohen Bäumen meine letzte Ruhe finden, die mir dann ihr Lied zuraschen.

Mein lieber Wald, den mir mein alter Waldhüter Karl Maschewski rührig beaufsichtigte, war nicht mehr das, was er früher gewesen war. Mein lieber Vater hatte mir verdammt wenig schlagbaren Bestand hinterlassen, er hatte sich nur durch starken Einrieb in den Bestand halten können. Es war eigentlich nur junger Aufwuchs, den ich übernahm, den ich leider auch noch opfern mußte, um ohne Schulden abtreten zu können. Im östlichen Teil, dem Magger Wald, muß ich nur das

Hier endet der Text.